

ZUSAMMENFASSENDE BERICHTE.

Kritische Musterung der neuen Theorien des Satzes.

1. Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache: Kundgabe, Auslösung und Darstellung. Wörter wie *au* oder *aha* zeigen Erlebnisse des Sprechers an (Schmerz, aufleuchtende Erkenntnis), das ist Kundgabe. Ein Anruf wie *he* ist dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit des Hörers zu erregen, das ist Auslösung. Man muß in die früheste Kindheit und in das Tierreich zurückgehen, um die biologischen Wurzeln dieser Leistungen zu finden: der Schmerzscrei, Wutscrei, der Schrei nach siegreichem Kampfe sind Kundgaben, der sogenannte Warnruf der Gamsen und das Locken der Henne erfüllen Naturzwecke der Auslösung. In der Entwicklung des menschlichen Kindes hebt sich freilich das artikulierte Sprechen deutlich vom Schreien ab; wenn das Kind zu Beginn des dritten Lebensmonats in behaglichen Situationen das erste Lallen hören läßt, so unterscheiden sich diese Laute nicht nur phonetisch, sondern auch durch ihre Begleitumstände unverkennbar vom Schreien. Die Tatsache, daß um dieselbe Zeit auch taube Kinder zu lallen anfangen, beweist, daß hier ein Instinkt im Spiele ist, eine sehr zweckmäßige Einrichtung, kraft deren das kleine Lebewesen aus purer Spielfreude seine Stimmwerkzeuge betätigt und unermüdlich in immer neuen Ansätzen und zufälligen Variationen allmählich ein großes Material von Lauten und Lautkombinationen hervorzubringen lernt. Von ihnen erhalten und befestigen sich die lebensfähigen Formen durch Übung und bilden die sogenannten Lallwörter *mamam, papap, dada, nana* usw. Reine Spielprodukte also sind, diese ersten Worte und ein Sprachgut, das sich, soviel wir wissen, bei den Kindern der verschiedenen Menschenrassen bis hinunter zu den primitivsten nicht wesentlich unterscheidet. Reine Spielprodukte und darum sozusagen ein herrenloses Gut, das nicht wie das Schreien

von Anfang an bestimmte Ausdruckswerte, mit denen es variieren müßte, besitzt, sondern frei ist und der weiteren Entwicklung zur Verfügung steht Das ist, wie mir scheint, eine sehr wichtige psychologische Tatsache, die uns den weiten Bereich des Zufalls nicht bloß in der Kindersprache, sondern schon im Quellpunkt der menschlichen Sprache überhaupt verständlich macht Und doch! Wenn die Lallwörter zusammen mit denen, die sich das Kind durch Nachsprechen erwirbt, einige Monate später eine Ausdrucksfunktion erhalten, so treten sie vorerst in denselben Dienst, in dem auch das Schreien steht, sie dienen der Kundgabe und Auslösung. Ich führe zwei Beispiele an: der Sohn Preyers schnappte am ersten Jahrestag seiner Geburt das Wort Geburtstag auf und brauchte es (*burtsa*) von nun an in allen Situationen der Freude, also wie einen Jubelruf möchte man sagen; ein anderes Kind verfügte von irgendwoher über das Wort *hëa* und brachte es schlechthin bei allen Wünschen hervor. Die ersten sinnvollen Wörter des Kindes sind Affekt- und Wunschausdrücke¹).

Man darf, um scharfe Begriffe zu erhalten, das Wort 'Sinn' nicht auf die bewußte Sprechabsicht, über die wir bei so jungen Kindern kaum etwas und bei Tieren gar nichts wissen, einschränken. Sinn und Zweck sind ja korrelative Begriffe und genau so, wie wir es mit Händen greifen können, daß das Locken der Henne einen bestimmten Naturzweck: erfüllt, dürfen wir auch diese und andere Lautäußerungen der Tiere objektiv sinnvoll nennen, ganz gleichgültig, ob die Tiere irgend etwas dabei bewußt erleben oder nicht. Ebenso werden die ersten Wörter des Kindes dadurch objektiv sinnvoll, daß sie in einen festen Zusammenhang mit bestimmten Affekt- und Wunschzuständen geraten. Ihre Deutung erfolgt im Prinzip nicht anders, wie etwa die Deutung unbekannter Wörter einer toten Sprache, deren Anwendungsfällen man nachgeht; wird bei vielen Anwendungen eines Wortes eine bestimmte Affekt-Konstanz und nur diese gefunden, so berechtigt das zu der Annahme, daß das Wort mit dem Affekt zusammenhängt. Auf die genauere Bestimmung dieses Zusammenhanges kommt es hier nicht an, genug daß ein Abhängigkeitsverhältnis

1) E. Meumann, Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde. 1902. CL u. W. Stern, Die Kindersprache. 1907. K. Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. 1918.

vorliegt, genug daß das Wort gleichsam aus dem Affekt hervorfließt und dadurch sein Vorhandensein anzeigt, ähnlich wie irgend eine physikalische Wirkung auf ihre Ursachen schließen läßt. Das ist Kundgabe; und entsprechend kommt es bei der Auslösung auf die Wirkung im Hörer an¹⁾.

2. Wundt "hat den Gedanken, daß die Sprache eine Ausdrucksbewegung ist, zu Ende gedacht", sagt B. Delbrück²⁾, Das trifft den Kern der Sache; Wundt stellte die Sprache mitten in die Gesellschaft der Mimik, der übrigen Gebärden und Ausdrucksbewegungen hinein und schuf sich so ein breites biologisches Fundament, indem er alles heranzog, was schon Darwin und andere gesehen hatten³⁾. Darin liegt die Stärke und darin auch die Einseitigkeit der Wundtschen Sprachtheorie begründet. Denn es gibt noch eine ganz andere Leistung der Sprache, die nicht aus Ausdrucksbewegungen abgeleitet werden kann, die nicht auf das Kausalverhältnis, das den Laut mit Sprecher und Hörer verbindet, zurückgeht, sondern auf ein Verhältnis das die Mathematik als Zuordnung bezeichnet: der Name ist seinem Gegenstande, der Aussagesatz einem Sachverhalt zugeordnet. Ich nehme für die erste begriffliche Orientierung einen beliebigen Satz aus einer wissenschaftlichen Abhandlung: *"Steil steigen die Alpen aus der Po-Ebene zu bedeutender Höhe empor, während sie im Norden allmählich herabsinken"*. Wir finden die wesentliche Leistung dieses Satzes, wenn wir ihn für richtig oder falsch erklären, und richtig oder falsch ist er nicht durch sein Verhältnis zum Sprecher oder

1) Das Wort Kundgabe wurde, soviel ich sehen kann, zuerst von Marty (Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie. III. Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. 8. 1884. S. 299 ff.) als terminus technicus in die Sprachtheorie eingeführt und geklärt. Vgl. auch: Martinak, Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre. 1901. S. 79. Husserl, Logische Untersuchungen 2. 1901. S. 31. Bühler, Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychologie aus. Ber. 3. Kongr. f. exp. Psychol. 1909. S. 104.

2) Grundfragen der Sprachforschung. 1901. S. 84.

3) Ch. Darwin, Der Ausdruck von Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. — Diese Stellung Wundts zur Sprache kommt ganz klar schon in den ersten Sätzen seines Werkes zum Ausdruck: "Jede Sprache besteht in Lautäußerungen oder in anderen sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände, Vorstellungen, Gefühle, Affekte, nach außen kundgeben". Die Sprache 1*. 1904. S. 37.

Hörer, sondern durch sein Verhältnis zu einem geographischen Sachverhalt. Diese andersartige Leistung des Satzes wird, wie ich meine, am schärfsten durch das Wort Darstellung getroffen¹⁾; denn sie ist dasselbe, was für gewisse Sachverhalte auch Bilder, für andere Landkarten, Kurven, mathematische oder chemische Formeln usw. zu leisten vermögen, nämlich dies, daß der Kundige aus ihnen die Sachverhalte zu "entnehmen" vermag. Und dazu steht doch wohl unser Satz in einem Geographiebuch, daß der Leser den Sachverhalt aus ihm entnehmen kann. Kurz: es gibt viele Darstellungsmittel und -arten, von denen die Sprache das universellste und wichtigste ist. Die Zuordnung aber ist ein ideelles Verhältnis, das nie und nimmer aus realen Zusammenhängen 'abgeleitet' werden kann; darum müssen alle Sprachtheorien, die nur die Kundgabe und Auslösung kennen, am Aussagesatz versagen.

Doch ich will die genetische Betrachtung weiterführen. In der sogenannten Tiersprache findet sich, soviel wir heute wissen, nichts, was auch nur von ferne einer Darstellungsfunktion der Laute ähnlich sieht; es sei denn, daß man etwa die Nachahmung fremder Tierstimmen und anderer Naturlaute für eine Vorbereitung zu einer Zuordnung durch Ähnlichkeit hält. Dagegen kann man in der Entwicklung der Sprache des menschlichen Kindes den Punkt, wo das Neue einsetzt, mit großer Genauigkeit angeben. Es sei mir gestattet, zunächst auf gewisse Erfahrungen an taubstumm-blinden Kindern hinzuweisen. Dem Gehirn der von Geburt an oder in den ersten Lebensmonaten taub und blind zugleich gewordenen Kinder fehlt das gewaltige Material von Entwicklungsreizen, die der normale Gebrauch von Auge und Ohr liefert und darum bleibt es vermutlich in der Ausbildung etwas zurück (genauere anatomische Untersuchungen fehlen). Aber der Tastsinn, Geruchs- und Geschmackssinn bilden sich aus und daneben spielen doch auch wohl innere Entwicklungstendenzen eine Rolle. Gleichviel wie dem sein mag, jedenfalls sehen wir, daß solche Kinder im Alter

1) Als terminus technicus habe ich das Wort Darstellung in keiner Sprachtheorie gefunden, so nahe es uns doch eigentlich liegen müßte. Ich selbst verwende es seit einigen Jahren in meinen Vorlesungen und habe es in einem kritischen Referat in den Gött. Gel. Anz. 1909 zum erstenmal empfohlen.

von sechs oder sieben Jahren so reif geworden sind, daß sie im geschickten Unterricht die Fingertastsprache ungemein rasch erlernen, wobei dann die wesentlichen Schritte jeder kindlichen Sprachaneignung prägnanter hervortreten als an normalen Kindern. Typisch ist, worauf es uns hier ankommt, der Prozeß der Namengebung. Als Beispiel sei die Schilderung, die uns Miss Sullivan, die Lehrerin der in weiten Kreisen bekannt gewordenen Helen Keller gibt, gewählt. Sie begann so, wie man immer anfangen muß : dem Kind wird ein kleiner Gegenstand in die eine Hand gelegt, den es greifen und betasten kann (z. B. ein Ei), während gleichzeitig auf den Rücken der anderen Hand die Tastzeichen für dieses Ding gedrückt werden (Fingerdruck auf bestimmte Stellen, willkürlich gewählte Zeichen also, die aus praktischen Rücksichten den Buchstaben der Muttersprache parallel gehen, sodaß man die Namen der Dinge in diesem Zeichenalphabet auf die Hand buchstabieren kann) Es gelingt durch häufige Wiederholungen relativ leicht, einen kleinen Grundstock solcher Wortzeichenkomplexe mit den entsprechenden Tasteindrücken der Gegenstände so fest zu assoziieren, daß beim Geben des Zeichens allein die andere Hand schon, bildlich gesprochen, den zugehörigen Gegenstand erwartet, d. h. anders gehalten wird, wenn z. B. ein Ei als wenn ein Stock oder ein Teller kommen soll. Damit vergehen Wochen, bei unbegabten Kindern Monate, ohne daß man sagen könnte, das sei schon eine spezifisch menschliche Sprache. Denn ein Hund oder jedes andere dressierbare Tier wird im Prinzip dasselbe leisten. Bis der entscheidende Schritt und zwar nicht durch die Dressur erzwungen, sondern von innen her, vom Geiste des Kindes aus vollzogen wird, ein Schritt, den das Tier eben nicht macht. Miss Sullivan schreibt: "Wir gingen zur Pumpe, wo ich Helen ihren Becher unter die Öffnung halten ließ, während ich pumpte. Als das kalte Wasser hervorschoß und den Becher füllte, buchstabierte ich ihr *w-a-t-e-r* in die freie Hand. Das Wort, das so unmittelbar auf die Empfindung des kalten über ihre Hand strömenden Wassers folgte, schien sie stutzig zu machen. Sie ließ den Becher fallen und stand wie angewurzelt da. Ein ganz neuer Lichtschein verklärte ihre Züge. Sie buchstabierte das Wort *water* zu verschiedenen Malen. Dann kauerte sie nieder, berührte die Erde und fragte nach deren Namen, ebenso deutete sie

auf die Pumpe und auf das Gitter. Dann wandte sie sich plötzlich um und fragte nach meinem Namen_____Auf dem ganzen Rückwege war sie im höchsten Grade aufgeregt und erkundigte sich nach dem Namen jedes Gegenstandes, den sie berührte, sodaß sie im Laufe weniger Stunden dreißig neue Wörter ihrem Wortschatz einverleibt hatte"¹⁾.

Mir kommt dieser Bericht, ich weiß nicht genau warum etwas dramatisiert vor; eigene Beobachtungen an taubblinden Kindern und andere Berichte erlaubten nie eine so genaue Datierung des entscheidenden Schrittes bis auf die Minute, sondern zeigten immer einen mehr allmählichen, manchmal in Wellenlinien auf- und abgehenden Verlauf. Aber gleichviel Helen Keller ist ja tatsächlich ein ungewöhnlich geweckte, Kind gewesen und hatte ihre höchsten Sinne relativ spät verloren; man kann der Schilderung jedenfalls keine Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit im einzelnen nachweisen und findet, was das wichtigste ist, die zwei in ihr angedeuteten Phasen im Prinzip genau so nicht nur bei den taubblinden sondern bei jedem normalen Kinde wieder. Ich meine erstens das Prinzip der Dingkonstanz bei der Verwendung der Wörter: beim Anblick desselben Dinges wird, gleichgültig welcher Affekt oder Wunsch gerade bestehen mag, immer wieder dasselbe Wort gebraucht. Und dann notiert man zweitens etwa am Anfang oder in der Mitte des zweiten Lebensjahres das Auftreten und die rasche Häufung von Namensfragen, die das Kind an den Erwachsenen richtet In einer noch ganz primitiven, aber trotzdem eindeutigen Art, z. B. durch Blickbewegungen, Hinweis mit der Hand oder aufgeschnappte Worte im Frageton (*das? isn das?*) drückt das Kind sein Verlangen aus, ein Wort vorgesprochen zu erhalten, das es dann selbst auch nachspricht und seinem Wortschatz einverleibt-Genau so wie bei Helen Keller wächst dabei der Wortschatz rasch an und genau so kommt in diesem ganzen Verhalten zum Ausdruck, daß das Kind eine der wichtigsten Entdeckungen seines Lebens gemacht hat, nämlich die, daß jedes Ding einen Namen hat. Damit aber ist die erste Grundlage für die Ausbildung der Darstellungsfunktion der Sprache gelegt. Zu schildern, wie einige Zeit später der Zweiwortsatz mit Dar-

1) Zitiert nach Stern, Die Kindersprache S. 177 f.

stellungswert, unser normaler Aussagesatz entsteht, sei mir erspart¹).

Ein Jahr oder zwei Jahre später kann man den Prozeß, wie Zeichen Darstellungsfunktion gewinnen, noch einmal beim Kinde verfolgen und findet dabei eine vollkommene Parallele der Hauptphasen. Ich denke an die Entwicklung des Zeichnens. Das Kind sieht den Erwachsenen schreiben oder zeichnen und will es ihm gleich tun; zuerst aber fährt es mit dem Stift in der Hand nur irgendwie teils in der Luft teils auf der Schreibfläche herum, bis es den Zusammenhang von Bewegung und Strichentstehung erfaßt hat. Dann macht es sinnlose Striche. Dieses *Kritzeln* entspricht dem *Lallen*. Eines Tages entdeckt es an seinen Strichen eine Ähnlichkeit mit irgend einer ihm bekannten Dingform und von da an will es Dinge zeichnen, seine Striche haben eine Darstellungsfunktion gewonnen.

3. Aristoteles hebt — wie uns dünkt ganz scharf und treffend — den Aussagesatz von den Frage-, Wunsch- und Befehlssätzen ab, indem er erklärt: Nur Aussagen behaupten etwas. Nur bei ihnen ist von Wahr und Falsch die Rede. Ein Wunsch, eine Frage behauptet nichts. Dem Sprechenden kann hier nicht eingewendet werden: was du sagst, ist falsch. Er würde die Einrede gar nicht verstehen. Bolzano und Husserl dagegen haben eine andere Auffassung vertreten. Der erstere erklärt: "Eine Frage, z. B. in welchem Verhältnis steht der Durchmesser eines Kreises zu seinem Umfange?" sagt freilich über das, worüber sie fragt, nichts aus; darum sagt sie aber gleichwohl noch etwas aus: unser Verlangen nämlich, über den Gegenstand, nach dem wir fragen, eine Belehrung zu erhalten. Sie kann eben beides, wahr und falsch sein. Das letztere ist sie, wenn jenes Verlangen durch sie unrichtig angegeben wird". Mit anderen Worten: eine Aussage kann nicht nur nach dem Gesichtspunkt ihrer Richtigkeit, sondern auch nach dem ihrer Wahrhaftigkeit betrachtet werden und das letztere gilt sinngemäß von jedem sprachlichen Ausdruck überhaupt. Dazu bringt nun Husserl eine sehr eingehende und scharfsinnige Diskussion mit vielen Gründen, Gegengründen und neuen wichtigen Unterscheidungen, die hier übergangen werden können,

1) Eine eingehende psychologische Erörterung des ganzen Prozesses der Namengebung bei Bühler, Die geist. Entw. d. Kindes. S. 290 ff.

um dann doch, wenn auch zögernd, die Summe zu ziehen: "Die angeblichen Ausdrücke nicht objektivierender Akte sind praktisch, und zumal kommunikativ, überaus wichtige, im übrigen zufällige Besonderungen von Aussagen oder sonstigen Ausdrücken objektivierender Akte"¹⁾). Also "zufällige Besonderungen von Aussagen" — es kommt darauf an, was 'zufällig' hier bedeuten soll. Ihrer Entstehung nach sind sie jedenfalls früher als die Aussage. Mir scheint, bei Husserl kommt hier die dem Logiker besonders naheliegende Auffassung der Sprache, welche einseitig nur die Darstellungsfunktion kennt oder gelten lassen will und im extremen Gegensatz zu der Kundgabetheorie von Wundt steht, zum Durchbruch.

Gegen zwei so scharfsinnige Analytiker wie Bolzano und Husserl anzugehen, ist sonst gewiß nicht leicht; hier aber spricht die biologische Betrachtung und das Urteil der unbefangenen Sprachwissenschaft gegen sie. Nein, der unreflektierte Imperativ und die Interjektion enthalten keine Aussage im strengen Sinne des Wortes, ihr Verhältnis zum Erlebnis des Sprechers ist und bleibt das Verhältnis der Kundgabe, auch wenn sie wissentlich und willentlich geäußert werden. Für die Theorie der Sprache kommt sehr viel darauf an, diesen Punkt ganz klar zu stellen; doch ist der bündige Beweis meines Satzes so umständlich, daß er hier nur angedeutet werden kann. Es handelt sich um einen psychologischen Sachverhalt, der direkt nur mit psychologischen Hilfsmitteln geprüft werden kann: Begleitende Reflexionen, die sich auf Erlebnisse aufbauen, finden wir überall in unserem kritischen Denken und es läßt sich mit aller Deutlichkeit zeigen, daß durch sie weder die Natur der* primären Akte noch ihre Erlebniszusammenhänge verändert werden müssen. Durch begleitende Reflexionen wird das Kausalverhältnis der Kundgabe nicht umgewandelt in das Verhältnis der Zuordnung, wie es für die Darstellung charakteristisch ist Kundgabe und Darstellung sind in weiten Grenzen

1) Husserl, Logische Untersuchungen, 1. Aufl. 2. Bd. S. 692. Die übrigen Zitate ebenda S. 679. Bolzano, Wissenschaftslehre 1, § 22, S. 88. Auch andere Logiker haben sich mit der Frage beschäftigt; Husserl zitiert z. B. Sigwart (Logik 1², 17 f., Anm.), der mit Bolzano übereinstimmt ("der Imperativ schließt allerdings auch eine Behauptung ein, nämlich die, daß der Redende die von ihm geforderte Handlung jetzt eben will etc."), und B. Erdmann, Logik 1¹, § 45, S. 271 ff.

unabhängig von einander, folgen ihren eigenen Gesetzen und haben in den hochentwickelten Kultursprachen ihre eigenen Ausdrucksmittel. Die Musik ist der Ort, wo man die Grundgesetze der Kundgabe durch Töne, die Mimik der Ort, wo man die der sichtbaren Ausdrucksbewegungen studieren muß und die Lyrik bietet ein weites Feld, wo man der differenziertesten Ausbildung und Ausnützung der spezifisch sprachlichen Kundgabemittel nachgehen kann.

Drei Zugeständnisse muß man allerdings, wie ich meine, der reinen Darstellungstheorie der Sprache machen. Erstens, daß sich die Darstellungsfunktion einen gewissen Primat in der Sprache gesichert hat, der ihr z. B. in der Musik nicht zukommt. Das erkennt man deutlich am normalen Aussagesatz. Er bringt einen Sachverhalt zur Darstellung; das ist seine Hauptleistung, nach der er eigentlich auch seinen Namen erhalten müßte: nicht Aussage-, sondern Darstellungssatz müßte er heißen. Seine Darstellungsleistung ist auch die einzige, die von der Logik normiert wird; und das Ideal der wissenschaftlichen Sprache tendiert dahin, daß es auf das Verhältnis der Sätze zum Sprecher und Hörer gar nicht mehr ankommen soll. Der normale Aussagesatz gibt außerdem eine Überzeugung des Sprechers kund; in der vollendeten "Wissenschaft ist aber dafür kein Platz mehr. Dagegen kann sich die Ueberzeugungskundgabe nicht in demselben Maße von der Darstellungsfunktion frei machen, denn sie ist in erster Linie durch das, worauf sie sich erstreckt, näher bestimmt, und das ist eben immer der dargestellte Sachverhalt. Nur die weiteren Modifikationen, Differenzierungen und Feinheiten der Kundgabe sind davon unabhängig: die Modulationen der Stimme (Stärke, Tempo, Rhythmus und Melodie), manche von den begleitenden Gebärden, die (innere und äußere) Situation, in welcher der Satz steht, eigene Sprachmittel wie z. B. der *modus potentialis* und noch manches andere stehen als Ausdrucksmittel der Kundgabe zur Verfügung¹). Eine andere Erscheinung desselben Primates der

1) Wieweit der *modus potentialis* auch den Ausdruck der objektiven Möglichkeit und damit der Darstellungsfunktion dient, müssen die Sprachwissenschaften entscheiden; jedenfalls drücken wir im Deutschen durch ein "dürfte", 'könnte' usw. niedere Grade von Überzeugung aus und das gehört mit zur Kundgabefunktion des Aussagesatzes. — Wenn der Sprecher durch eine besondere Wahl der Worte z. B. seine

Darstellungsfunktion liegt in der Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der Wörter eine Nennfunktion besitzt, beschlossen¹⁾. Wenn man beim Kinde sieht, daß das Prinzip der Affekt- und Wunschkonstanz das erste ist, nach dem sich die Verwendung der Wörter regelt, so wird man den Zustand unserer entwickelten Sprachen nicht für den einzig möglichen halten, sondern einsehen, daß er aus einem fast vollkommenen Sieg der entwicklungs-geschichtlich jüngeren Nennfunktion hervorgegangen ist. Wie die Dinge heute liegen, ist auch die Kundgabe und Auslösung auf einen ganz ausgiebigen Gebrauch des Nennens angewiesen; der Imperativ *komm!* nennt die auszulösende Tätigkeit, der Anruf *Karl!* nennt den Hörer, der Befehl *alle Mann an Bord!* oder der Ausruf *wehe uns Gefangenen!*, zeichnet sogar verwickelte Sachverhalte, die verwirklicht werden sollen oder auf die sich der kundgegebene Affekt bezieht, ganz mit den Mitteln des Darstellungssatzes.

Das zweite Zugeständnis geht noch weiter. Unter gewissen Umständen kann eine Darstellung mit Kundgabemitteln erfolgen. Bin aus der Methodik der Naturwissenschaften weit hergeholtes Beispiel mag das erläutern; ich denke an die selbstregistrierenden, selbstschreibenden Instrumente wie den Barographen,

feierliche, gehobene, poetische oder scherzhafte, joviale und andere Modifikationen seiner Stimmung zum Ausdruck bringt, so ist das wiederum eine Angelegenheit der Kundgabe. Die schönen Beobachtungen von K. O. Erdmann (die Bedeutung des Wortes. 1900) über den 'Vorstellungswert' und 'Stimmungswert' der Worte gewinnen beträchtlich an Klarheit, wenn man unsere Unterscheidung von Darstellung und Kundgabe auf sie anwendet.

1) Überhaupt keine Nennfunktion haben die primären Interjektionen (*au! oh! aha!*), andere Wörter verlieren sie in gewissen syntaktischen Zusammenhängen. Das deutsche Wort *aber* z. B. nennt einen Gegensatz; wenn ich aber sage *die Dolomiten sind sehr schön, aber schwer zugänglich*, so liegen die Dinge wesentlich verwickelter. Zwischen der Schönheit und der Schwerzugänglichkeit eines Gebirges besteht kein direkter Gegengatz der zur Darstellung gebracht werden soll, vielmehr ergibt sich ein Gegensatz erst durch etwas, was hinzugedacht wird. Richte ich den Satz z. B. an jemanden, der eine Ferienreise machen will, so können die beiden genannten Eigenschaften seine Absichten in entgegengesetztem Sinne beeinflussen. Das ist eine Sache der Auslösungsfunktion meines Satzes. Vieles von dem, was in dem scharfsinnigen Buche von Wegener (Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. 1885) steht, gewinnt erst durch eine reinliche Unterscheidung der drei Grundfunktionen der Sprache seine volle Bedeutung und Klärung.

Thermographen, den Pulsschreiber usw. Die Kurven, welche sie liefern, gehen aus einem Kausalverhältnis hervor und stellen zugleich den zu untersuchenden Sachverhalt graphisch dar. Dasselbe Doppelverhältnis kommt auch in der Sprache vor. Wenn ich sage *der Zug fährt ein, die Türen werden aufgemacht und heraussteigt der König*, so wird die Abfolge der Ereignisse durch das einfache Nacheinander der Sätze zur Darstellung gebracht, durch ein Verhältnis also, das ursprünglich nur Kundgabewert hat Innerhalb des Satzes ist es mit der Reihenfolge der Bestandteile bekanntlich anders, insofern sie in manchen Sprachen zu den Darstellungsmitteln gehört; denn wenn z. B. im Französischen der Nominativ und Akkusativ durch die Stellung unterschieden werden, so ist das eine Angelegenheit des dargestellten Sachverhaltes. Außerdem dient die Stellung auch noch der Hervorhebung eines Bedeutungsmomentes; das ist eine Angelegenheit bald der Darstellung, bald der Kundgabe oder Auslösung.

Endlich geben wir drittens zu, daß eine Kundgabe als Darstellungsäquivalent vom Sprecher gegeben und vom Hörer hingenommen und gewertet werden kann. Statt zu sagen *ich bin fest überzeugt, daß es eine historische Gerechtigkeit gibt* kann man den einfachen Satz *es gibt eine historische Gerechtigkeit* mit der entsprechenden Betonung aussprechen; im ersten Fall wird die Überzeugung sprachlich dargestellt, im zweiten nur kundgegeben, praktisch und logisch aber können beide Sätze äquivalent sein. Logisch insofern, als die Prädikate der Wahrhaftigkeit oder der Lüge auf beide Sätze unmittelbar verwendet werden dürfen. Mit diesem Argumente hat denn auch Husserl in erster Linie seine Stellungnahme begründet.

Und trotzdem bleiben wir bei unserer Auffassung. Denn die Lüge ist, wenn man die Verhältnisse peinlich genau untersucht, keine Angelegenheit der Darstellung, sondern nur der Kundgabe. Ein Bild oder eine Landkarte lügen nicht, sie stellen nur richtig oder falsch dar; eine Lüge entsteht nur dort, wo das normale Kundgabeverhältnis durch die Einmischung des Willens eine Störung, Veränderung erfährt. Die Lüge steht in Gesellschaft mit allem, was in der Welt als unecht bezeichnet werden kann, und unecht wird ein Ding dadurch, daß irgend ein Kausalverhältnis, irgend ein Verhältnis der Anzeige, des Merkmalseins verschoben wird. Lüge und Unechtheit liegen

vor, wo der Schein, d. h. eben die greifbaren Merkmale, trügerisch werden, zu falschen Annahmen verleiten. Daß auch Aussagesätze von der Form *ich meine, glaube, bin überzeugt, ich fühle, ich will* usw. direkt als Lügen bezeichnet werden können, liegt nur daran, daß bei ihnen Kundgabe und Darstellung zusammenfallen. Sonst aber sind Wahrheit der Darstellung und Echtheit der Kundgabe unabhängig von einander; denn eine Wahrheit kann lügnerisch und eine Unwahrheit wahrhaftig ausgesagt werden, die wichtige Unterscheidung von Meineid und Falschheid in der Gerichtspraxis geht darauf zurück. Eine Darstellung, die auf dem ideellen Verhältnis der Zuordnung beruht, kann nur richtig oder unrichtig, eine Kundgabe nur echt oder unecht und, wenn die Auslösungsabsicht falscher Urteile im Hörer hinzukommt, lügnerisch werden. — Vielleicht fragt mancher 'Praktiker': Wozu diese diffizilen Unterscheidungen? Nun erstens, damit in den Grundfragen der Sprachtheorie Klarheit und logische Sauberkeit herrsche, und zweitens, damit die Unterscheidung der Aussage vom Ausruf und vom Befehl, eine Unterscheidung, die doch wohl kein Praktiker trotz aller Logik je aufzugeben willens war, ihre definitive Rechtfertigung erfahre.

4. Damit nichts fehle, sei endlich noch auf die dritte und letzte der möglichen einseitigen Sprachtheorien, auf die Auslösungstheorie kurz hingewiesen. Ob sie von einem namhaften Forscher je ganz einseitig vertreten worden ist, weiß ich nicht; wohl aber, daß ihr Marty an einigen Stellen seiner Werke nahekommt. Es hat ja gewiß einen guten Sinn zu erklären, daß Lautäußerungen auch gehört werden müssen, wenn sie ihren 'eigentlichen' Naturzweck erfüllen sollen und ich schließe mich durchaus denen an, die das Mitteilungsbedürfnis als den wichtigsten Hebel in der Entwicklung der menschlichen Sprache betrachten. Aber Einseitigkeit wäre auch hier vom Übel. So wenig sich die Darstellungsfunktion aus der Kundgabe, so wenig läßt sie sich aus dem Imperativ 'ableiten'; denn auch die Auslösung beruht auf einem Kausalverhältnis. Es ginge sogar schon zu weit, wenn man die Auslösung als den einzigen Endzweck der Sprache, dem sich Kundgabe und Darstellung nur als Mittel zum Ziele unterordnen, betrachten wollte. Marty sagt von der Aussage, sie diene dazu "im Hörer Urteile von bestimmter Art zu erwecken", ihm bestimmte Urteile zu 'sug-

gerieren' oder wenigstens zu 'insinuieren'¹⁾. Das ist gewiß eine Leistung des Aussagesatzes, aber keineswegs die einzige. Was sollte sonst die Sprache im einsamen Seelenleben, wo an Mitteilungen nicht gedacht wird? Die Auskunft, das seien Mitteilungen des Sprechers an sich selbst, trifft nur ganz bestimmt geartete Fälle; im großen und ganzen aber wäre das eine recht überflüssige Tätigkeit, während die Darstellung unserem Denken so wichtige Dienste leistet, daß sich aus ihr auch, die Tatsache des einsamen (stillen oder inneren) Sprechens restlos begreifen läßt. Indes können wir auf eine exakte und ausreichende Kritik der einseitigen Auslösungstheorie in diesem kurzen Aufsatz um so eher verzichten, als sie doch wohl in reiner Form nie vertreten worden ist und Marty selbst keine ausgeführte Satztheorie geboten hat.

5. Zwischen H. Paul und Wundt wurde ein Streit ausgetragen darüber, ob der Satz ein synthetisches oder ein analytisches Gebilde sei. Paul erklärte: "Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen". Wundt dagegen: der Satz ist "die Zerlegung eines im Bewußtsein vorhandenen Ganzen in seine Teile", er ist "der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile"²⁾. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung in den verschiedenartigsten psychologischen Experimenten, bei denen es nebenbei oder nach der Intention der Versuche zu mehr oder weniger genau beschreibbaren Prozessen der Satzbildung kam, haben mich überzeugt, daß beide recht und beide unrecht haben. Die Satzbildung ist ein ungemein

1) Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie 1. Bd. 1908. S. 280 ff. — Den Hauptwert dieses ungemein schwerfällig und umständlich geschriebenen Buches sehe ich in dem rücksichtslosen und unermüdlichen Streben nach letzter Klarheit. Merkwürdig ist, daß Marty dabei nicht auf die Darstellung als die dritte Grundfunktion der Sprache gestoßen ist; ein gewisses Versagen in biologischen Fragen mag daran schuld sein. Vgl. mein ausführliches kritisches Referat in den Gött. Gel. Anz. 1909.

2) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte⁴. S. 121. Wundt, Die Sprache* 2. Bd. S. 241 u. 245.

vielgestaltiger Vorgang: Auf sehr viele Fälle paßt das Schema von Wundt, der Satzgedanke wird tatsächlich als ein Ganzes konzipiert und zerlegt sich erst nachträglich in seine Bestandteile¹⁾. In anderen Fällen aber sind die Teile das erste, sie stehen unverbunden im Bewußtsein oder treten nach einander auf, um erst durch Kombination zur Einheit gefügt zu werden und wenn man alle Möglichkeiten aufzählen wollte, so müßte man die Vorgänge der Abstraktion und Determination, der Über- und Unterordnung und noch manches andere nennen was ebenso wichtig ist. Meine Meinung geht dahin: Die Vorgänge der Satzbildung sind so mannigfaltig, daß es unmöglich ist, eine befriedigende Entstehungsdefinition des Satzes zu finden.

Darin bestärkt mich die Tatsache, daß die Definition von Wundt zwar von vielen angenommen worden ist, aber keinen recht befriedigt hat²⁾ und daß Delbrück nicht ganz mit Unrecht erklären durfte, es mache für den Sprachforscher keinen großen Unterschied aus, ob er sich der Herbart'schen Psychologie, die Steinthal und Paul vertreten haben, oder den Lehren von Wundt anschließe: "für den Praktiker läßt sich mit beiden Theorien leben" (S. 42 ff.). Dieses Urteil eines erfahrenen 'Praktikers' schien mir immer, so wie es auch Wundt empfunden hat, eine wuchtige Kritik zu enthalten. Ja, wenn wenigstens feststünde, daß jeder Satz mehr als ein Bestandteil enthalten daß er irgend ein Gefüge sein müsse; dann könnte man darauf bei der Definition das Hauptgewicht legen. Aber nicht einmal dies steht fest. Delbrück hat darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich die indogermanischen Imperative ursprünglich keine

1) B. Delbrück hebt übrigens mit Recht hervor, daß das schon ganz klar in Heyse's Deutscher Grammatik steht: "Eine Aussage, wie sie der Satz enthält, entsteht, indem der Geist eine konkrete (äußere oder innere) Wahrnehmung in ihre Bestandteile zerlegt und diese wiederum zu der Einheit eines Gedankens verknüpft. Die unmittelbare Einheit der Anschauung wird aufgelöst, und eine höhere, durch den Geist vermittelte, gedachte Einheit tritt an die Stelle. Die angeschaute Einheit wird zu einer begrifflichen erhoben". (I. L. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, neu bearbeitet von K. W. L. Heyse, 1. 1838. S. 277).

2) Schon O. Dittrich z. B. hatte allerhand an der Definition Wundts auszusetzen; darunter dies, daß doch auch die Prozesse im Hörer in einer psychologischen Begriffsbestimmung des Satzes berücksichtigt werden müßten. Vgl. Psychol. Stud. 19, S. 93 ff. und Grundzüge der Sprachpsychologie I, S. 87 ff.

Personalendung, also keine Beziehung zur Person, auch keine zum Aktivuni oder Medium enthielten, also wirklich eingliedrige Sprachäußerungen gewesen sind ebenso wie die Vokative und die Interjektionen. Genau so sind die frühesten Sätze der Kindersprache eingliedrig. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum es keine eingliedrigen Sätze geben sollte. Über die logische Beutung der Impersonalien (*tonat, es regnet*) herrscht noch keine vollkommene Einigkeit; wohl möglich, daß jene Logiker recht haben, die annehmen, jeder Sachverhalt sei ein mindestens zweigliedriges Gebilde. Aber selbst wenn dem so ist, dann kann man nicht mehr behaupten, als daß eine adäquate sprachliche Darstellung jedes Sachverhaltes zweigliedrig sein müsse; warum sollte es keine inadäquate, im übrigen aber vollkommen eindeutige Darstellungen geben, warum nicht ein einzelnes Sprachzeichen einem Sachverhalt zugeordnet sein können?

Die genetischen Satzdefinitionen von Paul und Wundt sind zu eng und zu weit. Man denke, um zunächst bei der entwickelten Lautsprache zu bleiben, an irgend ein Substantivum mit mehreren attributiven Bestimmungen. Ich beginne etwa zu sprechen *dieses München mit seinen Frauentürmen und der monumentalen Ludwigstraße, mit seinen alten Gassen und der grünen Isar...* Das ist, auch wenn man sich die attributiven aus prädikativen Bestimmungen sprachgeschichtlich entwickelt denkt, jedenfalls in der heutigen Sprache kein Satz, es sei denn ich schließe die Worte mit einem ! und fasse sie als Ausruf, wovon wir hier absehen können. Und doch trifft alles, was uns Paul und Wundt über den Prozeß der Satzbildung berichten, auf die Bewußtseinsvorgänge, aus denen jene Äußerung entstanden ist, zu (Gesamtvorstellung mit der Zerlegung in ihre Teile oder Aufbau). Ferner: es zeichne jemand irgend eine kompliziertere Figur z. B. die Skizze eines menschlichen Kopfes und beschreibe den Prozeß des Zeichnens! Er wird unfehlbar auf dasselbe Schema stoßen (Gesamtvorstellung mit darauffolgender Zerlegung in Teile oder synthetisches Verfahren). Ein Bild ist aber doch kein graphischer Satz. Nein, auf diesem Wege wird man nie eine befriedigende Satzdefinition gewinnen.

6. Sätze sind Zweckgebilde, erfüllen bestimmte Leistungen. Die genetische Begriffsdefinition ist bei Zweckgebilden in der

Regel eine schwierige, manchmal eine unmögliche Sache. Man versuche es z. B. mit dem Begriff *Uhr!* Wer zuerst an ein Räderwerk mit Zifferblatt und Zeiger denkt, dem werden noch rechtzeitig Sanduhren, Wasseruhren, Sonnenuhren einfallen und er wird schnell zur Überzeugung kommen, daß noch ungezählte andere Einrichtungen den Namen *Uhr* beanspruchen könnten. Ganz einfach dagegen ist eine Leistungsdefinition des Begriffes *Uhr*, wie sie in den Namen "Chronometer" oder "Chronoscop" angedeutet ist. So wird, meine ich, auch die Satztheorie von einer Leistungsanalyse der Sprache ausgehen müssen. Nach den drei Hauptleistungen der Sprache wird man drei Hauptarten des Satzes erwarten dürfen, den Kundgabe-, Auslösungs- und Darstellungssatz. Bleibt nur die Frage, wieweit die historisch gewordenen Sprachen reine Typen herausgebildet haben; das ist eine Angelegenheit der Sprachwissenschaften, in der ich mir kein maßgebendes Urteil zutraue. Nur eines sei dazu bemerkt: wollte man das Element der Darstellung, die Nennung ganz aus dem reinen Kundgabe- und Auslösungsdruck ausschließen, dann blieben im Deutschen nur Äußerungen wie *au!* oder *he!* übrig, die der Sprachforscher an die Schwelle der menschlichen Sprache zu verweisen pflegt. Ob das schon Sätze sind? Ich antworte mit der Gegenfrage: sind Embryonen auch schon Menschen? — Wird einmal die Nennung zugelassen, dann entstehen Sätze von der Form Name + Kundgabe eines Erlebnisses, das mit dem Genannten irgendwie zusammenhängt z. B. *Feuer!* oder *Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* Die Worte des letzten Beispiels bilden abgesehen von dem ersten nichts anderes als einen zusammengesetzten (durch eine nähere Bestimmung erläuterten) Namen. Was es mit dem *welch* auf sich hat, wird uns die Sprachgeschichte genauer erläutern können; als Psychologe und schlichter Bürger der gegenwärtigen deutschen Sprachgemeinschaft meine ich darin zweierlei zu finden, nämlich erstens einen Hinweis darauf, daß es auf die Qualität des genannten Ereignisses ankommt und zweitens ist das *welch* ein Hauptträger der Kundgabemelodie. Sätze von der Form Name + Auslösung sind z. B. *Karl!*. *Die Waffen nieder!* *Alle Mann an Bord!* Sollte jemand Anstoß daran nehmen daß die Wortkomplexe der beiden letzten Beispiele als zusammengesetzte Namen aufgefaßt werden, so gebe ich ihm das gerne preis bei dem Übergang zu dem

noch weiter ausgebauten Befehlssatz, der die vollkommene sprachliche Darstellung eines Sachverhaltes zu enthalten scheint: *Kommt alle her zu mir!* Worin sich dieser Satz von einer Aussage unterscheidet, ist uns allen ja klar, er soll die Verwirklichung eines adäquat gezeichneten Sachverhaltes auslösen, während die Aussage die Überzeugung des Sprechers von dem Bestehen eines Sachverhaltes kundgibt. Das Eingehen auf weitere Feinheiten können wir uns ersparen.

Nur andeuten will ich noch die Analyse des kompliziertesten aller Sätze, der Frage. Sie unterscheidet sich von der Aussage dadurch, daß irgend etwas noch nicht vollendet ist. Müßten wir deduktiv ableiten, was das sein kann, so würden uns die beiden Leistungen des Aussagesatzes einfallen, einen Sachverhalt darzustellen und eine Überzeugung, die sich auf den dargestellten Sachverhalt erstreckt, kundzugeben. Und in der Tat gibt es auch diese beiden Arten von Fragen, nämlich Sachverhaltsfragen und Überzeugungsfragen: *Wer hat Rom erbaut? Was gibts?* und *Ist zwei mal zwei vier? Gibt es einen Gott?* Die Vollendungsbedürftigkeit der Sachverhaltsdarstellung kann darin bestehen, daß ein Stück fehlt oder daß der Sachverhalt noch näher bestimmt werden muß, die Vollendungsbedürftigkeit der Überzeugungskundgabe darin, daß noch die Gründe fehlen oder daß der Überzeugungsgrad noch zu bestimmen ist oder daß zwischen ja und nein entschieden werden muß. Eine genauere Durchsicht des Tatsachenmaterials ergibt für beide Hauptfälle noch viele andere mehr oder minder wichtige Modifikationen, aber einen neuen Hauptfall habe ich bis jetzt nicht gefunden. Die Warum-Frage ist eine komplexe Sachverhaltsfrage, die rhetorische und die Suggestivfrage sind Formen, bei denen es in einer besonderen Weise auf die Überzeugungsauslösung im Hörer ankommt. Das aber macht, psychologisch betrachtet, die Komplexität des Fragesatzes aus, daß er wie andere Sätze alle drei Grundleistungen der Sprache enthält, aber so, daß es nicht angeht, nur eine von ihnen als die Hauptsache zu betrachten¹⁾.

1) Der Fragesatz bildet einen behobten Untersuchungsgegenstand der Logiker und Psychologen und ein Gebiet, auf dem die Verhältnisse so klar liegen, daß eine erfreuliche Übereinstimmung der Meinungen z. B. über die zwei Grundklassen besteht. Nur zu beweisen war da noch, daß es die einzigen sind, und eine adäquate Benennung zu finden.

Wenn wir nun eine kurze Definitionsformel für den Begriff Satz suchen, so wird es kaum angehen, die drei Hauptleistungen darin namentlich aufzuzählen. Das ist aber auch nicht nötig, denn wir haben ein Gattungswort für sie, das heißt Sprachzweck oder Sinn. Es gilt nur noch ein Abgrenzungsmerkmal nach unten und oben d. h. des Satzes gegenüber dem Satzbestandteil und des einfachen Satzes gegenüber Satzgefügen aufzuzeigen. Auch das ist eine lösbare Aufgabe: Sätze sind die einfachen selbständigen, in sich abgeschlossenen Leistungseinheiten oder kurz die Sinneinheiten der Rede. Die Laute sind die phonetischen Einheiten der Sprache was bekanntlich nicht hindert, daß die psychologische Analyse noch einfachere isolierbare Bestandteile in ihnen findet, in den Vokalen einfache Töne, in den Konsonanten Töne und Geräusche¹). Die phonetische Einheitlichkeit beruht eben auf bestimmten Komplexmerkmalen oder Gestaltqualitäten, wie man diese Momente in der neueren Psychologie nennt. Die Bedeutungseinheiten der Sprache sind unsere Worte. Ich weiß wohl, daß man auch von dem "Sinn" eines Wortes spricht und daß es einen gewaltsamen Eingriff in den bestehenden Wortgebrauch bedeuten müßte, wollte man den Ausdruck 'Sinn' für die Sätze allein reservieren. Das ist aber nicht nötig, denn die Worte helfen durch ihre Bedeutung ja den Satzsinn aufbauen, sind also, wenn auch unselbständige Satzsinbestandteile. Daß nicht jedes isolierte Wort eine so hilflose Unselbständigkeit des Sinnes aufweist wie ein *wenn*, *aber*, *mindestens* hat seine besonderen Gründe in der Nennfunktion der Worte. Uns genügt es hier festzustellen, daß die einfache Nennung keine in sich vollendete Sprachleistung ist, also keinen Satz bildet; es sei denn, sie habe den Wert einer Benennung d. h. einer primären oder sekundären (produktiven oder reproduktiven) Namengebung. Es ist eine merkwürdige Tatsache, die nicht des psychologischen Interesses entbehrt, daß die einfache Nennung an sich keinen

1) Im Vorbeigehen sei darauf hingewiesen, daß das alte Problem der Vokalanalyse jüngst eine vollkommen befriedigende Lösung gefunden hat, soweit es sich um die Angabe der Tonbestandteile und ihres Aufbaues im Vokalklang handelt. Vgl. C. Stumpf, Die Struktur der Vokale. Sitzb. d. Berl. Akad. 1917. Über die Struktur der Konsonanten finden sich einige beachtenswerte neue Feststellungen bei: Ruederer, Über die Wahrnehmung des gesprochenen Wortes, Münch. Diss. 1916.

selbständigen Sprachzweck ausmacht, daß die Nennung nur einen Teilzweck unserer Kundgabe-, Auslösungs- und Darstellungsabsichten bildet. Wir müssen diese Tatsache hier als gegeben hinnehmen. Es ist überhaupt ein eigen Ding um die selbständigen Einheiten in unserem sinnvollen Sprechen. Wären sie uns nicht irgendwie gegeben und bestimmbar, so wären nicht die einfachen Hauptformen der Sätze in allen Sprachen entstanden und der Sprachforscher könnte nicht trotz aller Differenzen in den Satztheorien im praktischen Falle mit 'instinktiver* Sicherheit entscheiden, ob ein Sprachgebilde als Satz anzusehen ist oder nicht. Ich habe noch nie gehört, daß sich jemand im Zweifelsfalle auf die Definitionen von Paul oder Wundt hätte besinnen müssen. Meine Meinung geht nun nicht etwa dahin, daß wir damit an die Grenze unseres Lateins d. h. in diesem Falle der psychologischen Analyse gekommen waren, sondern ich sehe im Gegenteil einen mächtigen Anreiz für die Psychologie gerade in diesem merkwürdigen Tatbestand, daß die Einheit des Satzes, die jedem Sprecher irgendwie unmittelbar gegeben sein muß, solange allen Versuchen einer wissenschaftlichen Fassung sich entziehen konnte.

Wer in der Geschichte der Sprachwissenschaften bewandert ist, wird finden, daß dieses Merkmal der Einheit und Selbständigkeit des Satzes vom klassischen Altertum an immer wieder in den Begriffsbestimmungen zum Durchbruch kam. Aus neuerer Zeit möchte ich nur zwei anführen: "Ein Satz ist eine in artikulierter Rede erfolgende Äußerung, welche dem Sprechenden und Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint" (Delbrück, Grundriß der vergl. Gramm. d. indog. Sprachen 3, 75), eine Definition, die der Verfasser, man möchte beinahe sagen, aus zu großer Bescheidenheit Wundt gegenüber wieder fallen ließ. Nimmt Delbrück die detaillierten Angaben unserer Analyse auf, so wird er mit Nutzen auf seinen ersten Weg zurückkommen können. Mein zweiter Zeuge ist Meyer-Lübke (Gramm. d. roman. Sprachen 3, S. 307), der den Satz definiert als "ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern, die in der gesprochenen Sprache als Ganzes erscheinen, die sich als eine Mitteilung eines Sprechenden an einen anderen darstellen". Die letztere Bestimmung ist nach unserer Analyse zu eng und wird weder dem Darstellungssatz noch dem Kundgabesatz vollkommen gerecht werden können. Aber dem ersten Teil der Definition stimme ich bei.

7. Im Jahre 1887 ist ein Buch von R. Dedekind erschienen, das den Titel trägt: "Was sind und was sollen die Zahlen?" Statt *und* hätte Dedekind auch schreiben können: *das heißt*; er hat, mit anderen Worten, das Wesen der Zahlen aus ihrer Leistung bestimmt. "Verfolgt man genau, was wir bei dem Zählen der Menge oder Anzahl von Dingen tun, so wird man auf die Betrachtung der Fähigkeit des Geistes geführt, Dinge auf Dinge zu beziehen, einem Ding ein Ding entsprechen zu lassen, oder ein Ding durch ein Ding abzubilden, ohne welche Fähigkeit überhaupt kein Denken möglich ist Auf dieser einzigen, auch sonst ganz unentbehrlichen Grundlage muß nach meiner Ansicht.... die gesammte Wissenschaft der Zahlen errichtet werden" (Vorwort S. VIII). Die Zahlen dienen also nach Dedekind dem Ordnungs- und Darstellungsgeschäft des Geistes und müssen aus dieser Leistung begriffen werden. Mich dünkt, eine ähnliche Klarheit der Grundbegriffe, wie sie seit Dedekind im Reiche der Zahlen herrscht, müsse durch eine entsprechende Leistungsanalyse auch in die Grundbegriffe der Sprachwissenschaft einziehen. Die Leistungen der Zahlen sind weniger mannigfaltig als die der Sprache; mit Kundgabe oder Auslösung hat die Arithmetik nichts zu tun. Hätte Bolzano recht, dann müßte sich die ganze Sprache ebenso wie die Zahlen als ein Teil der Logik d. h. der allgemeinen Darstellungswissenschaft behandeln lassen. Daß dem nicht so ist, weiß man in der Sprachwissenschaft seit mehr als zwei Menschenaltern; aber warum, das war zu zeigen.

München.

Karl Bühler.